# Was eine Pfarrerin von der Kirchenmusik lernt

Die Frage, die mir gestellt worden ist, lautet: „Was lernt eine Pfarrerin von der Kirchenmusik?“ Ich möchte sie aus folgenden Perspektiven beleuchten: (1) Der theologische Stellenwert der Musik, (2) Musik als Motor für unsere Pluralismus-Fähigkeit und (3) Musik als Beispiel für Beteiligungsprozesse.

## Der theologische Stellenwert der Musik

Lassen Sie mich persönlich anfangen:

Ich gehöre zu jenen Menschen, die auf die Frage, wie sie eigentlich fromm geworden sind, nur sehr schwer antworten können. Ein persönliches Erweckungserlebnis hab ich nicht, und ich wüsste keine großen Glaubensvorbilder aus meiner Kinderzeit. Mein Weg zum Glauben war ein sehr unaufgeregter. Mein Elternhaus habe ich ganz und gar nicht fromm wahrgenommen. Bei uns ist nie ein Tischgebet gesprochen worden, wir haben niemals Losungen gelesen. In der Kirche waren wir nicht einmal zu Weihnachten, wir waren kein frommer Haushalt…

…dachte ich! Bis mir die Arbeit im Amt für Kirchenmusik die Augen geöffnet. Ich stamme sehr wohl aus einem frommen Milieu! Ich hatte nur noch nicht gelernt, es so zu sehen. Denn auch wenn wir keinen Gebetskreis erlebt haben, im Familienalltag niemals die Bibel gelesen und schon gar nicht über Glaubensthemen nicht gesprochen haben: Aber wir haben musiziert.Und zwar die ganze Zeit.

Es ist vielleicht ein kleines „Outing“, wenn ich berichte: Im Wohnzimmer meines Elternhauses steht eine zwei-manualige Pfeifenorgel samt Pedal. Das bedeutet konkret: Vom Wohnzimmer bleibt daneben nur relativ wenig über, und wenn man sich bei meinen Eltern winters an den Mittagstisch gesetzt, ist es relativ kühl, weil eine Orgel keine Heizung verträgt. Ich gehöre also zu den wenigen Menschen auf der Welt, die beschreiben können, wie sich der 16-Fuß (…das sind die riesigen, tiefen Pfeifen, die selbst mit einem Deckel noch bis zur Zimmerdecke gehen…) anders klingt, wenn man in der Badewanne untertaucht.Orgelmusik ist für mich Alltagsmusik. Man kann sich leicht vorstellen, dass eine Orgel ein Kind fasziniert: Mit der Taschenlampe hineinkriechen ins Innere der Orgel, wo alles voller Spinnweben ist. Warum sind diese Pfeifen so klein? Warum sind diese aus Holz? Warum haben jene einen Deckel? Warum schauen die dritten aus wie eine Dachrinne?

Das erste, was mein Vater mir gezeigt hat, war, welche Pfeifen für die Melodiestimme gedacht sind. Und damit ich das hören kann, hat er mich zurück zum Spieltisch geschickt: Ich soll aus dem Notenbild die Melodiestimme heraussuchen, dann hören wir uns diese Pfeifen an. Und weil es natürlich nicht so leicht ist, deswegen hat er von Innen aus der Orgel heraus mitgesungen, um mir auf die Sprünge zu helfen. *„Christ ist erstanden, von den Todesbanden“.* Oder: *„Wer nur den lieben Gott lässt walten“.* Oder: *„Jesus Christus unser Heiland“.* Ohne groß drüber nachzudenken hat er sie doch auswendig können, die Texte, und ich irgendwann auch. Und damit euch meine „fromme“ Prägung endgültig klar wird, erzähle ich noch, wie er uns Kindern beigebracht hat, das Pedal zu spielen: Da muss man (weil man so klein ist) statt der Orgelbank das Küchenstockerl holen, und dann kriegt man erklärt (Musiker\*innen hören jetzt bitte explizit weg!), dass eigentlich jedes Lied mit drei Tönen begleitet werden kann: zwei für’s linke Haxerl, einer fürs rechte. Mein Vater hat also gesungen, damit ich üben kann, welcher dieser drei Basstönen wann der richtige ist: „*Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget*“. Dreimal dürft ihr raten, welches Gebet mein Abendgebet geworden ist. Ich habe nicht gewusst, dass ich bete, wenn ich das übe. Habe ich aber. Und tue ich heute noch. Immer gesungen, selbst wenn es nur innerlich ist. Ich kann gar nicht sprechend beten, ehrlich gesagt. Für mich ist das Beten immer ein innerliches Singen.

Keinen Augenblick war mir klar, dass in meinem Elternhaus ununterbrochen Verkündigung geschehen ist. Verkündigung des Evangeliums. Niemand bei uns daheim, ich am allerwenigsten, wäre auf die Idee gekommen, dies alles nicht als musikalische, sondern als fromme Erziehung zu bezeichnen. Aber der alte Johann Sebastian offenbar gewusst, was er tut. Seine musikalische Verkündigung (und die so vieler anderer) hat ihre Wirkung getan. Bei mir jedenfalls.

**Der Stellenwert der Musik in der Verkündigung.**

Was ist ein frommer Haushalt? Welche Ausdrucksformen könnte man fördern, wenn man Glauben fördern will?

Keine Sorge. Ich halte kein Plädoyer für Gratis-Pfeifenorgeln für jedes Wohnzimmer. Aber ich hab die Vermutung, dass in viel mehr Familien gesungen wird, als wir ahnen. Vielleicht wird sogar in viel mehr Familien gesungen, als gebetet wird. Ich bin sicher, dass viel mehr Kinder fromme Lieder kennen, als sie sonst irgendwas von unserer Kirche.

Menschen singen. Menschen tudeln ununterbrochen Musik. Und ob sie sich jetzt als „fromm“ betrachten oder nicht, sie verarbeiten nicht nur Liebe und Herzensleid in ihrem Musikgeschmack, sondern eben auch spirituelles Bedürfnis, oder religiöse Sehnsucht, oder weltanschauliche Suche, oder wie immer man das nennen will. Ich beobachte staunend wie populär Lieder mit spirituellem Inhalt sind.

Ich erinnere mich an einen Weihnachtsgottesdienst mit einem Kinderkrippenspiel, für das wir sorgfältigst die allerschönten Weihnachtslieder ausgesucht und die Liedblätter kunstvoll gestaltet haben. Die Kirche war „treten voll“ und der Gesang wurde liebevollst begleitet. Aber der Augenblick, in dem es wirklich Weihnachten geworden ist, war jener, als ein Mäderl, zehn Jahre vielleicht, als Teil des Krippenspiels, ans Klavier geht und das „Halleluja“ von Leonard Cohen spielt. Nicht extra als passend ausgewählt von irgendwem, einfach nur, weil sie es halt kann, auch nicht wer weiß wie großartig gespielt, ein Kind halt, und plötzlich, weil‘s eben jeder kennt, plötzlich beginnt die ganze Gemeinde – ganz leise, um das Kind nicht aus dem Rhythmus zu bringen – mitzusummen. Hundert Leute summen unvorbereitet und unaufgefordert „Halleluja“, in der Heiligen Nacht, ganz leise, um ein musizierendes Kind nicht zu stören.

Ehrlich jetzt: Man muss die Schnulz‘n nicht mögen, um zu sagen: Da war jetzt echt eine Kraft, da war was Liebevolles, da war ein Zauber, da war – vielleicht – das Evangelium, tausendmal mehr als meine genialste Predigt, hätte Evangelium werden können.

Warum?

Weil Musik verkündigt.

Weniges hat mich in den letzten Jahren so überzeugt, wie dies: Musik verkündigt das Evangelium. Nicht, weil sie einen Text hat (…der von Cohens Lied passt am Heiligen Abend ja wirklich nicht…), sondern weil sie Verkündigung **ist**.

Erlaubt mir dazu einen kleinen theologischen Exkurs. Mir als gebürtiger Österreicherin war bis vor kurzem nicht klar, dass wir da eine konfessionelle Besonderheit haben, denn die protestantische Theologie sieht die Musik anders, als der Katholizismus. Wenn ich’s zuspitzen darf: Im Katholizismus ist die Musik eine Ausschmückung, eine Behübschung, eine Untermalung. Im Protestantismus dagegen ist Musik gleichwertige Verkündigung, und das Musizieren im Gottesdienst daher ein geistliches Amt. Allgemeiner Gemeindegesang im Gottesdienst, Liedern mit populären Melodien, klugen Texten in der Landessprache, Mitsingen als Teil der Partizipation, liturgische Wechselgesänge, Gesangbücher, die echte Andachtsbüchlein sind – all das ist durchdrungen von zutiefst reformatorischem Denken. Auch wenn vieles davon zwischenzeitlich ökumenisches Allgemeingut gehört, aber: da steckt genuin protestantische Theologie drin: Durch das Wechselspiel mit der Gemeinde, die Augenhöhe im Priestertum aller Gläubigen und das Bemühen um die Zugänglichkeit des Evangeliums.

Zwischenzeitlich ist sogar wissenschaftlich anerkannt, dass Musik die Aufmerksamkeit fördert und Inhalte leichter zugänglich macht. Das Theater nennt sich modern, wenn es das Publikum stark einbindet, der evangelische Gottesdienst macht das jeher über die Musik. Man kennt den berühmten Satz „Wer singt, betet doppelt“, aber wir sollten im Einzelnen durchbuchstabieren, was für eine enorme theologische Trägersubstanz die Musik immer war, sowohl innerhalb als auch außerhalb des Gottesdienstes.

Wir Österreicher sind auf diesem Auge ein bissl blind. Uns fehlt die geschichtliche Verankerung: Als Bach in Leipzig Thomaskantor war und der Protestantismus Musikgeschichte geschrieben hat, da waren wir in Österreich froh, wenn wir auf irgendwelchen Einschicht-Bauernhöfen ein paar Bibeln retten konnten. Wir haben sie verpasst, die große Zeit der evangelischen Kirchenmusik (übrigens auch der protestantischen Architektur). Da war bei uns grad Gegenreformation.

Dass das Evangelium nicht nur über das Wort verkündet wird, sondern auch ganz andere Trägermedien hat, das bedenken wir in anderen kirchlichen Tätigkeitsbereichen sehr intensiv. Ich bin die letzte, die das Wort kleinreden will, aber das Wort ist Fleisch eben nicht Buchstabe geworden, sondern Fleisch, und deswegen ist Gottes Wort eben nicht unser Wort. Wenn wir sagen: „Das Wort“ hat bei uns den höchsten Stellenwert, dann ist damit nicht unmittelbar unser Predigen gemeint. Man denke an die vielen vielen Ausdrucksformen, die „das Wort“ sich geben kann: Eine Geste der Berührung, das Aushalten einer Stille, das Kreuz auf die Stirn des Toten, der Moment, in dem das Wasser auf die Stirn des Kindes kommt, oder der Ringwechsel nach einer Hochzeits-Predigt. Freilich darf in alldem die Predigt nicht fehlen, die Auslegung, die Erklärung, die Aktualisierung. Aber die Momente, in denen Glaube sich bündelt, sind ja doch sehr oft nicht die Momente, in denen unsereins spricht.

Und so etwas ist eben auch die Musik. Nicht Beiwerk der Predigt, sondern Selbstzweck, sowie wir ja auch in der Diakonie nie mit dem bewussten Ziel handeln würden, Mission zu betreiben, und dennoch im Endeffekt natürlich Gemeinde aufbauen, wenn wir diakonisch handeln. Auch die Musik muss absichtsloser Selbstzweck bleiben dürfen. Wenn unsere Musiker\*innen die Chorarbeit machen, bilden sie selber Gemeinden. Es sind oft beträchtlich viele Leute, auf sehr unterschiedlichen Niveaus, die sich regelmäßig treffen (regelmäßiger, als mancher Bibelkreis) und ziemlich anspruchsvolle Arbeit miteinander machen. Denken Sie an das viele, was die Kirchenmusik in unserer Kirche leistet: Singwochen, Chorwochenenden, das Aufstellen von Drittmitteln, die Organisieren von Konzerten, das Unterrichten und Erlernen von Tonsatz oder Orgelbaukunde oder Musikgeschichte, Kinderchöre, in denen die Kinder den Kirchenraum sehr selbstverständlich als ihren eigenen empfinden, buchstäblich begreifen, erspielen, erkunden, Bläserkreise, Bands, die ihre Proberäume pflegen, und und und. Was für große und wirksame Medien, um dem Wort Fleisch zu geben!

## Musik als Motor für unsere Pluralismusfähigkeit

Dies also war meine erste These. Musik ist Verkündigung, und das mit einem hoch wertvollen Selbstzweck. Die zweite These betrifft du Musik als Übungsfeld für unsere Pluralismusfähigkeit. Die Musik gibt uns spezifisch Anlass über Milieus zu reden.

Wir haben in der Steiermark ein paar Jahre lang einen Schwerpunkt auf die milieu-sensible Gemeindeentwicklung gehabt. Die Kernthesen der Milieuforschung lautet, dass Großgruppen heute nicht mehr so leicht erkennbar sind, wie früher. Früher hatte man Adel, Bürgertum, Industriearbeiter, Bauernstand, das war einfach auseinanderzuhalten (was vermutlich eh nicht stimmt, weil nie irgendwas einfach war an uns Menschen). Später hat man Milieus nach Bildung und Einkommen differenziert: Unterschicht, Mittelstand, Oberschicht. In Wahrheit aber ist das wenig aussagekräftig, wenn man von unserer Gesellschaft was verstehen will. Mich hat das Beispiel von Heinzpeter Hempelmann erheitert, dem große Zampano der Milieuforschung, ein systematischer Theologe in Liebenzell: Wenn man Menschen nur nach Bildung und Einkommen sortieren würde, dann wären die Angela Merkel und die Hella von Sinnen soziologische Zwillinge. Die sind ähnlich hoch gebildet und verdienen ähnlich viel. Trotzdem wird jeder Mensch sehen, dass wir es bei diesen beiden Frauen nicht mit soziologischen Zwilingen zu tun haben und dass wir, wenn wir diesen Milieuunterschied nicht erfassen, gleich aufhören können, Milieus zu beschreiben.

So arbeitet die Milieuforschung also Menschentypen heraus, die es sehr wohl gibt, denn nicht alles ist reiner Individualismus. Wir sind geprägt durch das Milieu, in dem wir uns bewegen: Die Milieuforschung stellt für die Typisierung neben Einkommen und Bildungsniveau eben ein drittes, nämlich das, was sie „Grundorientierung“ nennt, also spezifische Bedürfnisse, Wertesysteme, Eigenheiten. Sehr traditionelle Werte wären zB Pflichterfüllung und Ordnung, Anstand und Bescheidenheit. Moderne Werte wären Selbstverwirklichung, Emanzipation und Individualität, auch Genuss, Besitz und Status. Und postmoderne Werte wären Flexibilität, Mobilität, Vernetzung oder auch Selbstmanagement und Optimierung der Möglichkeiten. Und je nachdem, wie diese Dinge sich miteinander verbinden, unterscheidet die Forschung zehn Milieus, die sehr treffend beschrieben werden. Die aktuelle Studie der katholischen Kirche ist sehr lesenswert: [Matthias Sellmann](https://www.thalia.at/shop/home/mehr-von-suche/ANY/sp/suche.html?mehrVon=Matthias%20Sellmann), [Caroline Wolanski](https://www.thalia.at/shop/home/mehr-von-suche/ANY/sp/suche.html?mehrVon=Caroline%20Wolanski) (Hg): Milieusensible Pastoral ([Echter Verlag GmbH](https://www.thalia.at/shop/home/mehr-von-suche/ANY/sv/suche.html?mehrVon=Echter%20Verlag%20GmbH), ISBN 978-3-429-03518-1)

Die Haupterkenntnis, die ich in unserem Kontext aus dieser Arbeit weitergeben möchte, ist die Faustregel: „Milieugrenzen sind Ekelgrenzen“.

Das wirkt auf den ersten Blick negativ, ist aber hoch aufschlussreich und in höchstem Maße konstruktiv. Milieus mögen sich gegenseitig nicht. Wir tun gut daran, das nicht schönzureden, und nicht gleich dagegen predigen zu wollen, sondern der Forschung das fürs erste einmal zu glauben, dass Milieus einander abstoßen. Im Grunde spürt das auch jeder unmittelbar: Da ist eine feine alte Dame, da ist ein über und über tätowierter Hackler, da ist eine Alt-68erin, die nach Patchouli riecht, da ist ein neureicher Unternehmensberater mit dem Smart-Wohnzimmer, da ist ein Aussteigertyp mit zwei Hunden, der in einem alten VW-Bus wohnt…

Jeder spürt, dass alles damit steht und fällt, den Ton zu treffen. Und jeder von uns spürt auch, dass nicht jeder alles kann. Wir leben alle in einem bestimmten Milieu, haben alle unsere unbewussten Codes, unsere Gewohnheiten, unsere Zugänge. Da kann man bis zu einem gewissen Grad was dazulernen, aber aus seiner Haut kann man auch nicht. Wesentlich ist dabei zu kapieren, dass dieses „Nicht aus der Haut können“ keine persönliche Schwäche ist, sondern dass Milieus, soziologisch nachweisbar, einander gegenüber eine Abstoßungswirkung haben. Genau das, was ein Milieu anzieht, stößt ein anderes ab und umgekehrt. Das soll man nicht unterschätzen.

Vergleichen wir als Beispiel die sogenannten Postmateriellen mit den Performern. Die „Postmateriellen“ (früher hätte man Alternativos gesagt) sind sehr gebildete, kosmopolitische Menschen, die über Verantwortlichkeit nachdenken, über globale Entwicklungen und nachhaltigen Strukturwandel. Denen ist es ein Gräuel wenn über sie drübergefahren wird. Die wollen mitreden und zwar in jeder Hinsicht: …ob sie die Tauffragen jetzt wirklich so mit Ja beantworten können, und ob man diese Liedstrophe nicht umformulieren müsste.Ihr Wert ist: *Es muss zu mir passen.*

Die „Performer“ dagegen sind die moderne, ehrgeizige Businesselite; das sind die, die ständig im Flieger sitzen. Die täte man auf die Palme bringen, würde man sie fragen, welche Liedstrophe wir wählen. Die würden Antworten: Wer ist denn hier die Pfarrerin? Sie werden ja wohl eine Taufe vorbereiten können. Ihr Wert ist: *Kompetenz.*

Genau das, was die einen brauchen, stößt die anderen ab. Und umgekehrt: Die „Bürgerlich-Etablierten“ mögen‘s gern gebildet. Aber wenn du der sogenannten „konsumorientierten Basis“ mit einem lateinischen Zitat kommst, dann hast sie das letzte Mal gesehen, weil die sind hochempfindlich gegenüber Abwertung. Die fühlen sich sowieso schon abgehängt und haben was gegen Eliten. Milieugrenzen sind auch bei scheinbaren Nebensächlichkeiten Ekelgrenzen: Wie begrüßt man einander? Oder wie kommt man daher? Verwendet man ein Tischtuch oder hat man gar keins? Das mag alles unbewusst sein, aber das sind hochwirksame Erkennungsmerkmale, durch die Menschen sich angezogen oder abgestoßen fühlen. Wir müssen aufhören mit der Idee, dass in die Kirche alle kommen sollen.

Kommen sie nicht. Jedenfalls nicht gleichzeitig.

Beziehen wir die Milieuforschung mit ein, so ist das auch völlig normal, weil wir ja mit jeder Einladung, die wir ausschicken, mit jeder Veranstaltung, die wir ausrichten, mit jedem Tonfall, den wir wählen immer zugleich manche ansprechen und manche abstoßen. Unser ständiges Credo: „*Das muss ansprechend gestaltet sein*“ ist ein völlig falscher Satz. Was „ansprechend“ ist und was nicht, das ist in höchstem Maße milieuspezifisch, also stoßen wir immer gleich viele Menschen ab, wie wir anziehen. Es wird sich ein prekär lebender Arbeitsloser, der hochkonfrontativ ist, rau, derb, fordernd, trotzig, nicht in der gleichen Veranstaltung wohl fühlen, wie eine Generalswitwe, die daheim in der Biedermeierwohnung mit ihren Freundinnen einen Goethe-Lesezirkel pflegt, und die wiederum nicht in der gleichen Veranstaltung wie irgendein hipper, kosmopolitischer IT-ler, der in der digitalen Welt irgendwas mit Webdesign zu tun hat und mit animierten Welten.

Was nun hat das alles mit Musik zu tun?

Selbstverständlich ist kaum etwas so prägend für die Milieus, wie ihre Ästhetik. Wohnungseinrichtung, Essensgeschmack (es gibt Milieus, die kreuzigen dich, wenn du ihnen beim Gemeindefest veganes Curry servierst), Kleidungsstil, Lebensrhythmus,und natürlich Musik.

Ich glaube, wir können das gar nicht überschätzen. Jeder von uns weiß, wie abstoßend Musik sein kann, und zwar auch dann, wenn sie qualitativ gut gespielt ist*.* Jeder weiß auch auch, wie berührend Musik sein kann, selbst wenn sie nicht von Profis kommt. Welche Musik stößt euch denn ab, und welche mögt ihr? Heldentenor in der Arena von Verona? Steirische Knöpferlharmonika in der Buschenschank? Schlager aus der Stromgitarre im Bierzelt? Die schöne Müllerin vom Schubert? Hochpolitischer Rap aus der Black Live Matter Szene? Toccata in d-moll im großen Dom? Plätschernde Meditationsmusik mit Klangeschale? Lobpreis?

Jeder weiß, dass man manches davon nicht aushält. Die Vorstellung, etwas für alle zu finden, ist sowieso illusionär.

Unsere angestellten Kirchenmusikerinnen sind unwahrscheinlich verschieden. Was der Martin Lehmann in Kärnten macht, unterscheidet sich sehr deutlich von dem, was die Franzi Riccabona in Oberösterreich macht. Wenn die Xenia Preisenberger auf der Werkwoche ein Konzert gibt, dann hört sich das wirklich anders an, als wenn im Jahr darauf das Netzwerk Pro-Pop dran ist. Und wenn die Sybille von Both Theatergottesdienste macht, dann ist das noch einmal völlig verschieden davon, und natürlich tu ich ihnen jetzt allen auch unrecht. Denn genauso wie wir Pfarrerinnen sind die natürlich Profis. Genauso wie wir hoffentlich im Stande sind, unsere fromme Prägung nicht für Gottes Wort zu halten, sondern andere Frömmigkeitsformen für genauso wertvoll zu halten, so können natürlich auch Musikerinnen Stile wechseln. Aber dass die Kirchenmusik genauso wie die Sprache, in sehr unterschiedlichen Frömmigkeiten daheim sein kann, und dass die Leute aus dem Netzwerk Pro-Pop nicht nur aus einem anderen Milieu stammen, sondern auch ein anderes Milieu anziehen, als der Gordon Safari mit seinen großen Kantatenkonzerten in Salzburg, das ist unwiderlegbar wahr. Und das sollten wir nicht eifersüchtig miteinander vergleichen, sondern das sollten wir auf der Haben-Seite verbuchen, denn es macht die Vielfalt auf.

Ganz ehrlich: Ich bin kirchenmusikalisch noch immer ziemlich beschränkt in meinem pfarrerlichen Tun. Denkt einmal an unsere Amtshandlungen. Ist da wirklich die musikalische Bandbreite repräsentiert ist, die es angesichts der zehn unterschiedlichen Milieus eigentlich geben müsste? Wir in der Südsteiermark sind eine beliebte Urlaubsregion wir haben Amtshandlungen aus wirklich allen Milieus, von den Fabriksarbeitern bis zu den kosmopolitischen Individualisten. Dass ich da nicht ständig mit meinem evangelischen Gesangbuch kommen kann, ist eine Sache. Aber wenn ich denen die freie Musik-Wahl lasse, dann bin ich erschüttert, wie monoton da immer nur das Gleiche kommt: Wenn‘s eine Taufe ist, dann wollen sie „*König der Löwen*“. Wenn‘s eine Beerdigung ist, dann muss der Frank Sinatra her mit „*My Way*“. Dann haben wir noch den armen Leonard Cohen und sein x-fach verunstaltetes „*Halleluja*“, das abgedroschene „*Ave Maria*“ vom Gounod, ein paar immer gleiche Gabaliers – und dann sind wir schon fertig. (Ich übertreibe. Aber nicht besonders viel).

Hoch ausdifferenzierte Milieus, und dann ewig das Gleiche? Fehlt mir das kirchenmusikalische Handwerkszeug? Oder fehlt mir die kirchenmusikalische Vernetzung um diesen Menschen milieusensibel angemessene Musik vorzuschlagen, die ihnen das Evangelium verkündet?

Diakonisch bin ich bestens vernetzt. Ich kann zwar keinen Übersetzerdienst für Kurdisch anbieten, keine Jobs anbieten und keine Abendmatura abnehmen, aber ich weiß sehr flott und sehr alltagstauglich, mit wem ich vernetzen muss, damit solche Bedürfnisse erfüllt werden können. Aber kirchenmusikalisch wäre es für mich im Alltag eine illusionäre Überforderung mich bei jeder Amtshandlung milieusensibel in die musikalische Gestaltung hineinzuknien.

Warum eigentlich?

Der Mangel an musikalischer Vielfalt liegt ja weder daran, dass es auf der Welt keine guten Musiker gibt, noch daran, dass es nicht vielfältige Musik gäbe. Es liegt daran, dass ich es offenbar immer noch unterschätze. Ich bin offenbar immer noch zu wenig gebildet und da meine ich jetzt nicht musikalisch (das sind viele Pfarrer sogar), sondern **kirchen**musikalisch. Denn wäre ich es , könnte ich Theologie und Musik so miteinander in Verbindung bringen, wie ich Theologie und Text miteinander in Verbindung bringen kann, oder Theologie und Ritus oder Theologie und diakonische Hilfestellung.

Dazu, glaub ich, muss man nicht musikalisch sein, sondern kirchenmusikalisch gebildet. Dazu muss man weder musizieren noch singen können, sondern man muss Dinge vernetzen können, wie ja unser Job auch sonst sehr oft ein vernetzender ist.

Wenn es ein Faktum ist, dass Musik verkündigt, dann sollte uns nicht egal sein, **was** sie verkündigt. Wenn Musik verkündigt, dann müssen wir mit unseren Kirchenmusikern viel, viel intensiver zusammenarbeiten, und da meine ich die Profis genauso, wie die vielen Laien, die es überall, quer durch die ganze Gesellschaft gibt. Die dürfen wir nicht als Diener unserer Gottesdienste betrachten, nicht als „Behübschung“ und Untermalung*,* sondern mit denen müssten wir genauso zusammenarbeiten, wie mit unseren Lektorinnen oder unseren Seelsorgerinnen oder unseren mit Religionslehrern oder unseren Jugendreferenten, damit wir den verschiedenen Milieus viel diverser, viel reflektierter, bessere Musik zur Verfügung stellen könnten, die sie anspricht und die ihnen das Evangelium verkündet.

Es scheitert nicht daran, dass es das nicht gibt. Unsere Kirchenmusikerinnen erreichen durchaus andere Milieus als wir. Wer in Konzerte geht, wer in Chören singt, wer in Bands spielt, wer die Orgelprüfungen ablegt, wer seine Kinder zum Kinderchor bringt – das alles sind durchaus andere Menschen, als die, die sonntags in unseren Gottesdiensten sitzen oder in unseren Gremien Verantwortung übernehmen. Auch das hat die Kirchenmusik mit der Diakonie gemeinsam. Auch über die Diakonie erreichen wir sehr andere Milieus, und zwar gebend ebenso wie nehmend.

Diese Tatsache viel bewusster als gemeindeaufbauendes Element zu betrachten, wird in der Zukunft noch wichtiger werden.

## Musik als Beispiel für Beteiligungsprozesse

Und das bringt mich zum dritten Punkt. Wo soll’s hingehen mit unserer Kirche? Was wollen wir in Zukunft?

„Regio-lokal“, heißt das große neue Zauberwort. „Regio-lokal“ heißt, wir kriegen nicht die Panik, angesichts der Entwicklungen, sondern wir schauen fokussiert und absichtlich dorthin, wo punktuell und ohne Anspruch auf Vollständigkeit Kirche lebt. Wir raunzen nicht, was alles nicht geht, sondern wir fördern explizit das, was gelingt. Wir verzichten drauf, überall alles haben zu müssen, sondern wir bauen auf eine hohe Flexibilität unserer Gesellschaft und sagen: wenn wir gezielt die kleinen vorhandenen Initiativen in ihrer Qualität fördern, dann werden sie regionsübergreifend wirken, weil das Evangelium wirkungsmächtig ist.

„Regio-lokal“ heißt: Wir setzen auf Beteiligung. Wir „bespielen“ Menschen nicht, wir betrachten sie nicht als „Zielgruppen“, sondern wir binden sie ein, wo immer es geht, holen sie in ihrer Kompetenz herein ins aktive Gestalten auf allen Ebenen.

Das scheinen ja alle Kirchenmitgliedschafts-Studien nahezulegen: Wir werden in Zukunft kleinere Kirchen sein, aber prozentuell gesehen eine Kirche mit viel mehr aktiver Beteiligung (…oder wir werden nicht mehr sein…), weil es keinen mehr interessiert, sich bespielen zu lassen. Menschen wollen teilnehmen – oder sie ziehen sich zurück. Das gilt übrigens nicht nur für Kirchen. Die Museumspädagogik entdeckt das Mitmachen, Ausprobieren, Angreifen als große Motoren des Interesses. Und in Graz macht die Styriarte zwischenzeitlich Radl-Konzerte, wo alle einen Sturzhelm aufhaben und an unterschiedlichen Orten unterschiedliche Sätze eines musikalischen Werkes hören. In Reih und Glied still sitzen, das mag offenbar nicht einmal mehr das gehobene Bürgertum.

Und „Regio-lokal“ heißt: Wir lassen sämtliches Konkurrenzdenken hinter uns, wir sind nicht neidisch auf die Katholiken oder auf die freiwillige Feuerwehr oder auf die Nachbargemeinde, sondern wo immer irgendwas gelingt, was dem Evangelium dient, da unterstützen wir das, da kooperieren wir, da beteiligen wir uns, weil wir überzeugt sind: Immer wenn irgendwer gewinnt, gewinnen wir alle. Innerkirchlich und außerkirchlich: Wo immer wir als Kirche in die Gesellschaft hineinwirken, da steigt die Chance, dass Menschen mit dem Evangelium in Berührung kommen.

Ich glaube, aus milieu-sensibler Sicht ist das alles sehr gescheit, weil es verzichtet darauf, ständig alles im Blick haben zu wollen, sondern weil es sagt: Ich hab **das** im Blick, was bei **mir** funktioniert; und wenn **du** ganz anders bist als ich, dann ist es umso besser, weil dann wieder ganz andere Milieus abgedeckt werden, so dass insgesamt mehr Menschen die Chance haben, das Evangelium zu hören. So geht regio-lokale Kirchenentwicklung*.*

Wenn ich an die großen Umstrukturierungen denke, die unserer Kirche ganz bestimmt bevorstehen, dann gibt es mehrere Modelle, von denen wir lernen können. Aber eines davon ist ganz sicher die Kirchenmusik, weil die das alles schon lange praktiziert: Kirchenmusiker brauchen sowieso immer schon Querfinanzierungen. Kirchenmusikerinnen arbeiten mit Fördervereinen, die arbeiten natürlich und selbstverständlich mit Menschen außerhalb der klassischen kirchlichen Milieus, die schaffen eine große gesellschaftliche Öffnung, die der Gesellschaft Zugang zu kirchlichen Räumen verschafft und der Kirche Berührungspunkte mit anderen Milieus. Wenn große Aufführungen von tollen musikalischen Werken stattfinden, dann haben die nicht nur Leute, die das stemmen, sondern die kriegen auch die Kirchen voll.

Wenn sie mit dem Theatergottesdienst durch die Lande tingeln, dann hat das riesiges Echo, auch von meinen winzigen Gemeinden. Monate später hör‘ ich noch von den Leuten: *Also, ich hab ja wirklich nix mit Kirche am Hut, aber wann kommt denn wieder so ein Theaterdings?* So wie bei mir zu Hause, übrigens. Meine Eltern haben auch nix am Hut mit Religion, sie singen nur ständig „*Jesus meine Freude*“.

Musiker wissen, dass Musikvermittlung immer vor allem anderen Beteiligungsprozess ist. Bildung ist schön, aber Beteiligung klappt besser, das wissen wir Lehrerinnen zwischenzeitlich auch. Kaum wer konsumiert Musik ausschließlich passiv, jedenfalls nicht auf Dauer und nicht tragend. Musik lebt dann, wenn Menschen musizieren, von der Blasmusik bis zum Klangschalenexperimentierkurs in den Sulm-Auen.

Der Kirchenmusik gelingt erstaunlich oft, was wir im Rest der Kirche anstreben, weil da gesellschaftlich was wirkt, und zwar dort, wo die klassische Wortverkündigung nicht hinkommt (…gar nicht hinkommen kann, weil sie milieuspezifisch falsch wäre).

Das müssen wir einfangen mit unserem regio-lokalen theologischen Denken. An diese Welt müssen wir andocken können und zwar nicht, indem alle in den Gottesdienst kommen sollen, sondern in dem wir sehr aufmerksam kooperieren, indem wir das alles sehr bewusst theologisch und seelsorgerlich begleiten; indem wir gemeinsam und kooperativ etwas hochziehen, weil wir alles, was da passiert, als mögliche Andockungspunkte verstehen, von denen Kirche lebt.

Vergleichen wir einmal: Was stecken wir nicht an Ressourcen in das evangelische Schulwesen? …in die Anstaltsseelsorge? …in die Öffentlichkeitsarbeit? Und gut ist es! So brauchen wir es auch für die Kirchenmusik.

Es gilt für alle Bereiche: Wenn wir wirklich kooperativ nicht nur über-regional, sondern auch fächer-übergreifend miteinander denken (theologisch, musikalisch, pädagogisch, soziologisch, organisatorisch, etc.), wenn wir Konzepte miteinander entwickeln, wenn wir wirklich alles mit den Pfarrgemeinden abstimmen, wenn wir auch das kulturelle Konzertangebot konkret als Gemeindearbeit betrachten um Brücken zu schaffen, zu vernetzen mit der Seniorarbeit, mit den Musikschulen, mit Flüchtlingsarbeit, mit Behindertenarbeit, mit Streetwork und so weiter, dann bekommt die Kirchenmusikebenso wie alle anderen Arbeitsbereiche automatisch den Stellenwert, den sie braucht. Dann müssen wir uns nicht kränken über schmelzende Gottesdienstbesucherzahlen, weil uns eben klar wird, dass der Sonntagsgottesdienst eine wichtige aber nur eine Erscheinungsform von Kirche ist. „*Dies sei euer vernünftiger Gottesdienst*“, sagt Paulus ja bekanntlich gar nicht über den Sonntagsgottesdienst.

Und das alles, gut „regio-lokal“ gedacht, also nie mit dem Anspruch auf Vollständigkeit (nichts muss überall und immer und perfekt sein), aber mit einer neugierigen Lust aufs Miteinander, aufs Vernetzen, aufs Zuhören, auf Vielfalt. Und immer mit dem Ziel, dass diese Arbeitszweige nicht unabhängig voneinander existieren, sondern miteinander Kirche werden.

So sehr Musikerinnen ihre Freiheit brauchen, nicht vereinnahmt werden dürfen von pfarrerlichen Wünschen, so sehr sie sich frei und ohne missionarischen Druck entwickeln müssen, aber: Wir Pfarrerinnen sollten schon sehr genau drauf schauen, dass sie sich nicht losgelöst von der Kirche betrachten, sondern als selbstverständlichen Teil des kirchlichen Geschehens. Und da rede ich jetzt weniger von unseren Profis. Die sind bei uns angestellt, und insofern kann man sich freilich zurück lehnen und sagen: wer zahlt schafft an. Aber die oft freischwebenden musikalischen Menschen, die bei uns musizieren, die sollten wir sehr genau im Blick haben. Das ist leider überhaupt nicht selbstverständlich. Ihr glaubt gar nicht, was unsere Musiker alles aushalten müssen. (Wir Pfarrer eh auch, drum könnte da ja ein hohes Maß an Verständnis sein). Musikerinnen erleben viel zu wenig Wertschätzung für die intensive Vorarbeit, die sie in Gottesdienste einbringen. Musiker machen viel zu oft die Erfahrung, dass sie stören, dass sie zu laut sind, dass sie ausweichen müssen, sobald irgendwer anderer kommt, dass sie keinen Platz haben, dass sie ihre Instrumente nicht da lassen dürfen, dass sie keine Vorbereitungszeit kriegen. Das fängt bei den kleinen Jugendbands an und zieht sich bis zu den großen repräsentativen Chören durch: Kaum verschiebt der Seniorenkreis sein Kränzchen, müssen die Musiker weichen. Das führt natürlich dazu, dass sie sich innerlich abkoppeln und nicht die Empfindung haben, zum großen Ganzen zu gehören.

Brauchen würden wir aber das Gegenteil. Es muss uns klar sein: Jede noch so kleine Band braucht Ressourcen. Es muss gar nicht immer Geld sein, aber sie brauchen Raum, wo sie verlässlich und ungestört sein können, sie brauchen eine gewisse Flexibilität, die jede Arbeit mit Menschen braucht, sie brauchen Zugang, am besten einen Schlüssel, und das Vertrauen, dass das Licht schon ausschaltet wird. Kurzum: Sie brauchen Wertschätzung und das Gefühl, willkommene und geschätzte Teile der Kirche zu sein.

Österreich ist ein musizierendes Land. An allen Ecken und Enden gibt’s eine Musikschule. Jeder zweite ist in der Blasmusik. Ich glaube, dass so manches Milieu die Kirchen für sich entdecken könnte, als architektonische Räume, als Glaubensräume, als Räume der Gemeinschaft wenn sie die Erfahrung machen, was für einen hohen Stellenwert die Musik bei uns hat.

Pfr. Marianne Pratl-Zebinger,   
Referentin für Kirchenmusik